

ADORNO

»Ist das denn alles?«

Geb. 11.9.1903 Frankfurt a. M., gest. 6.8.1969 Visp (Wallis, Schweiz)

Theodor Wiesengrund-Adorno wuchs als Sohn einer Sängerin und eines Weinhändlers auf; der Einfluss der Mutter war deutlich prägender, so dass es nicht überraschend kam, als er ihren Namen annahm. Anfangs prägte ihn die Musik mehr als die Philosophie, in deren Dunstkreis er eher zögerlich geriet. 1931 habilitierte sich Adorno mit einer Arbeit über Kierkegaard; die Philosophie hatte, was seine persönliche Interessenlage anging, endgültig zur Musik aufgeschlossen. 1938 übersiedelte er mit dem Frankfurter Institut für Sozialforschung nach New York. Die Jahre der Emigration, in denen wichtige Schriften wie »Minima Moralia«, »Philosophie der neuen Musik« und die »Dialektik der Aufklärung« entstanden, bei der Max Horkheimer als Coautor fungierte, währten bis 1949; dann kehrte Adorno nach Frankfurt zurück. Er wirkte nun ganz als Professor, eine Existenzform, die ihm auf den Leib geschrieben war, wie sich herausstellte. Die eigentliche Stärke seiner Philosophie, nämlich die Kunstfertigkeit, Widersprüche auszuhalten, ohne falsche Hoffnungen aufkommen zu lassen, erwies sich anfangs als faszinierend und zeitgemäß; später jedoch kamen handfeste Widerstände auf: Man deutete das Aushalten des Unvereinbaren als ein Aussitzen realer Probleme und diskreditierte das von Adorno ausgesprochene Bilderverbot, welches ja durchaus eine altehrwürdige Tradition besitzt, als ästhetisch verbrämten Eskapismus. Diese Schmähungen, die auf den Philosophen herniedergingen, haben ihn, wie man inzwischen weiß, getroffen. – Adorno blieb dem Subjekt in altmodisch-kritischer Treue verbunden. Aus der »Wahlverwandtschaft von Erkennendem und Erkanntem«, von der er sprach, erwächst ein negativ geläutertes Selbstverständnis, das mit dem Anderssein der Welt als Objekt vertraut werden kann: »Vom Subjekt ist Objekt nicht einmal als Idee wegzudenken, aber vom Objekt Subjekt. ... Um das Ding zu spiegeln, wie es ist, muss das Subjekt ihm mehr zurückgeben, als es von ihm erhält.« – Eine Erweiterung des eigenen Ansatzes, kritische Philosophie im Bewusstsein ihrer nichthintergehbaren Widersprüche

zu betreiben, entwickelte Adorno in seiner Ästhetik. Sie wird, als künstliches Denken aufgeschobener Wahrheit, zur Sprachkritik, die unter einem übergeordneten Interesse steht. Schon in seinem Hauptwerk, der »Negativen Dialektik«, hatte Adorno darauf verwiesen, dass »der Philosophie ihre Darstellung nicht äußerlich« sei, »sondern ihrer Idee immanent«. Dafür steht auch der berühmt gewordene Schlussaphorismus aus den »Minima Moralia«, in dem es heißt: »Philosophie, wie sie im Angesicht der Verzweiflung einzig noch zu verantworten ist, wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung sich darstellten. Erkenntnis hat kein Licht, als das von der Erlösung her auf die Welt scheint: alles andere erschöpft sich in der Nachkonstruktion und bleibt ein Stück Technik. (...) Ohne Willkür und Gewalt, ganz aus der Fühlung mit den Gegenständen heraus solche Perspektiven zu gewinnen, darauf allein kommt es dem Denken an.«

Der Philosoph Theodor W. Adorno setzte sich einmal zu dem Philosophen Martin Heidegger an den Tisch. Dieses denkwürdige Ereignis, von dem wir erst kürzlich Kenntnis erhalten haben, fand im Restaurant *Strandmöwe* bei Dagebüll statt, in dem man an guten Tagen Meerblick hat, allerdings nur im ersten Stock und dort auch nur im Stehen. Da beide Herren einander nicht kannten, konnte es zu dem folgenden, durchaus freundlich gehaltenen Zwiegespräch kommen.

Adorno (er hatte sich gerade einen Fischermen's Toast mit gemischtem Salat sowie ein großes Spezi bestellt): »Ach ja! Wenn man bedenkt, dass das philosophische Denken – nach Abstrich von Raum und Zeit – weder Reste zum Gehalt hat noch generelle Befunde über Raumzeitliches ...«

Heidegger (er wartete seit geraumer Zeit auf einen Hubertustopf mit Spätzle und ein Glas Bollschweiler Ölgarten): »Sie sagen es! Dabei fragen wir uns doch immer wieder, ob das Dasein nur Gewesenes im Sinne des Dagewesenen ist – oder gewesen als Gegenwärtiges-Zukünftiges, in der Zeitigung seiner Zeitlichkeit.«

Adorno: »Eben. Wo ein absolut Erstes gelehrt wird, ist allemal, als von seinem sinngemäßen Korrelat, von einem Unebenbürtigen, ihm

absolut Heterogenen die Rede; prima philosophia und Dualismus gehen zusammen. Um dem zu entinnen...«

Heidegger: »Müssen wir uns wieder auf das aus dem Sichvorweg entnommene Phänomen des Noch-nicht besinnen. Es ist ja so wenig wie die Sorgestruktur überhaupt eine Instanz gegen ein mögliches existentes Ganzsein, dass dieses Sichvorweg ein solches Sein zum Ende allererst möglich macht. Aber, verzeihen Sie bitte, ich habe Sie unterbrochen.«

Adorno: »Das macht nichts. Je selbstherrlicher das Ich übers Seiende sich aufschwingt, desto mehr wird es unvermerkt zum Objekt und widerruft ironisch seine konstitutive Rolle. Denken bricht in zweiter Reflexion die Suprematie des Denkens über sein Anderes, weil es Anderes immer in sich schon ist.«

Heidegger: »Leider denken ja nicht alle so wie Sie. Die meisten haben längst vergessen, dass in der einfachsten Handhabung eines Zeugs das Bewendenlassen liegt. Das Wobei desselben hat den Charakter des Wozu; im Hinblick darauf ist das Zeug verwendbar oder in Verwendung. Das Verstehen des Wozu, das heißt des Wobei der Bewandnis, hat die zeitliche Struktur des Gewärtigens.«

Adorno: »Allerdings. Wen wundert's da noch, dass der Gedanke, der nichts positiv hypostasieren darf außerhalb des dialektischen Vollzugs, über den Gegenstand hinausschießt, mit dem eins zu sein er nicht länger vortäuscht; er wird unabhängiger als in der Konzeption seiner Ab-solutheit, in der das Souveräne und das Willfähige sich vermengen. Vielleicht zielte darauf die kantische Exemption der intelligiblen Sphäre von jeglichem Immanenten.«

Heidegger: »Meinen Sie? Ich glaube eher, dass der Umgang mit Zeug sich letztlich doch der Verweisungsmannigfaltigkeit des Umzu unterstellt. Die Umsicht bewegt sich in den Bewandnisbezügen des zuhandenen Zeugzusammenhangs... Guten Appetit darf ich wünschen!«

Adorno: »Danke. Ihnen auch. Der mythische Bann hat sich ja säkularisiert zum fugenlos ineinandergepassten Wirklichen. Das Realitätsprinzip, dem die Klugen folgen, um darin zu überleben, fängt sie als böser Zauber ein; sie sind desto weniger fähig und willens, die Last abzuschütteln, als der Zauber sie ihnen verbirgt: Sie halten sie für das

Leben. Alles, was heutzutage Kommunikation heißt, ausnahmslos, ist nur der Lärm, der die Stummheit der Gebannten übertönt ...«

Heidegger (nach einer kurzen, aber deutlich vernehmbaren Pause des Ankostens): »Hm ... Was essen Sie da, wenn ich fragen darf?«

Adorno (sorgfältig kauend): »Einen sogenannten Fischermen's Toast. Etwas pappig, aber geschmacklich erfreulich neutral. Und Sie? Sind Sie mit Ihrem...«

Heidegger: »Mit meinem Hubertustopf will ich nicht unzufrieden sein. Zumindest ahnt man, was man isst, und weiß doch nicht ...«

Adorno: »Dass eine Art Versenkung ins Detail wie auf Verabredung jenen Geist zutage fördert, der als Totales und Absolutes von Anbeginn gesetzt war.«

Heidegger: »Dabei kann die durchschnittliche Alltäglichkeit ja durchaus bestimmt werden als das verfallend-erschlossene, geworfen-entwerfende In-der-Welt-sein. Ob es aber gelingen kann, diese Strukturganze der Alltäglichkeit des Daseins in seiner Ganzheit zu erfassen?«

Adorno: »Warum nicht? Das Moment von Selbständigkeit, Irreduktibilität am Geist dürfte doch wohl zum Vorrang des Objekts stimmen. Wo Geist heute und hier selbständig wird, sobald er die Fesseln nennt, in welche er gerät, indem er anderes in Fesseln schlägt, antizipiert er, und nicht die verstrickte Praxis, Freiheit.«

Heidegger: »Dieser phänomenale Befund ist nicht wegzudeuten. Das Gewissen ruft das Selbst des Daseins auf aus der Verlorenheit in das Man. Das angerufene Selbst bleibt in seinem Was unbestimmt und leer.«

Adorno: »Unter anderem wohl auch, weil der Überschuss übers Subjekt, den subjektive metaphysische Erfahrung nicht sich möchte ausreden lassen, und das Wahrheitsmoment am Dinghaften Extreme sind, die sich berühren in der Idee der Wahrheit. Denn diese wäre so wenig ohne das Subjekt, das dem Schein sich entringt, wie ohne das, was nicht Subjekt ist und woran Wahrheit ihr Urbild hat. Unverkennbar wird reine metaphysische Erfahrung blasser und desultorischer im Verlauf des Säkularisierungsprozesses, und das weicht die Substantialität der älte-

ren auf. Sie verhält sich negativ in jenem *Ist das denn alles?*, das am ehesten im vergeblichen Warten sich aktualisiert.«

Heidegger (auf die Uhr blickend): »In der Tat. Sie geben mir das Stichwort. Es wird, glaube ich, Zeit ...«

Adorno: »Für mich, denke ich, auch ... (laut) Herr Ober, können wir zahlen?«

Ober (missmutig): »Ich hoffe doch ...«

SARTRE

»Die Existenz des Anderen«

Geb. 21.6.1905 Paris, gest. 15.4.1980 ebd.

Er war Lehrer, Schriftsteller und Philosoph. Zusammen mit seiner Lebensgefährtin Simone de Beauvoir entwickelte Sartre eine Philosophie der Freiheit, die ihre Bestimmungen aus dem Dasein des Einzelnen gewinnt. Der Mensch ist ursprünglich frei; seine Freiheit besteht in der Möglichkeit zur »Transzendenz«, er kann über sich und seine Situation verfügen. Dabei tritt er nicht nur als Einzelgänger auf, sondern entdeckt sich auch als soziales Wesen. Zunächst scheint damit eine Einschränkung seiner Freiheit stattzufinden, die sich aber in Wirklichkeit als Verdopplung erweist: Der Blick des Anderen nämlich wird zurückgegeben, und es entsteht eine Dialektik gegenseitiger Anerkennung. – Seine eigene Existenz hat Sartre mit leisem Vergnügen flexibel gehalten; er scheute sich nicht, Denkpositionen in Frage zu stellen oder die eigene Philosophie einer anderen unterzuordnen. Das geschah z. B., als er sich zum Marxismus bekannte, was, mehr noch als die eigenen Anhänger, vor allem orthodoxe Marxisten irritierte, die dem Freiheitsphilosophen Sartre nicht über den Weg trauten. Der jedoch ließ sich davon nicht beirren: »Weit davon entfernt, erschöpft zu sein, ist der Marxismus noch ganz jung ... Er bleibt die Philosophie unserer Zeit ..., weil die Umstände, die zu seinem Entstehen geführt haben, noch nicht überschritten sind.«

Der Philosoph Jean-Paul Sartre saß eines Tages im russischen Restaurant »Dominique« und wartete auf seine Gefährtin Simone de Beauvoir, die sich jedoch offensichtlich verspätet hatte. »Schon wieder«, brummte der Philosoph, »letztlich ist nur auf das Stündlein Verlass, das man sich selber schlägt.« »Bitte sehr«, sagte Anton, der alte russische Kellner; er hörte erbärmlich schlecht, ließ sich dadurch aber nicht sonderlich beeinträchtigen, sondern reagierte stets mit der ihm verbliebenen Phantasie, die sich bislang noch über jeden Gast hatte erheben können. »Ich

habe nichts gesagt und demzufolge auch nichts bestellt«, sagte Sartre. Anton lächelte und nickte. »Wenn Sie mir jetzt schon wieder etwas zu trinken bringen«, sagte Sartre, »müssen Sie es selber saufen. Und, vor allem, selber – bezahlen.« »Kommt sofort!« rief Anton und begab sich in Richtung der im Halbschatten liegenden Bar, die aus der nahen Ferne so aussah, als habe sich dort ein mit endlicher Geduld ausgestatteter Trunkenbold verbarrikadiert. »Mein eigentlicher Sündenfall ist die Existenz des Anderen«, murmelte Sartre, der zuweilen gern das Wort an sich selber richtete.

In diesem Augenblick kehrte Anton zurück und stellte einen doppelten Wodka vor ihm ab. »Mit dem Anderen meine ich natürlich den Anderen – nicht aber die ob ihrer erstaunlichen Schwerhörigkeit gefürchteten russischen Exilkellner, die seit einigen Jahrzehnten dabei sind, die französische Lebensart mit Wodka zu durchseuchen und mit Borschtsch zu verkleben.« Er nahm einen Schluck Wodka und freute sich an der Wärme, die ihm die Seele bestrich und zum Bauch hinabstieg. »Ein Wodka ist kein Whisky, zugegeben«, sagte er, »aber dennoch ein feines Getränk. Man kann viel in ihm ertränken, auch die unersättliche Gewissheit der Existenz des Anderen. Wenn man rechtschaffen betrunken ist, wird einem von einem bestimmten Quantum an auch der Blick des Anderen egal sein. Ansonsten aber, in kahler Nüchternheit, ergreife ich den Blick des Anderen schon als eine Verhärtung und Entfremdung meiner eigenen Möglichkeiten. – Erblickt werden heißt, sich als unbekanntes Objekt unerkennbarer Beurteilungen erfassen. Ich bin in Gefahr. Jawohl!« Sartre hob die Stimme. »Ich bin in Gefahr. Und diese Gefahr ist keine zufällige, sondern die beständige Struktur meines Für-den-Anderen-Seins. Ich bin in dem Maße Sklave, in dem ich in der Tiefe meines Seins von einer Freiheit abhängig bin, die nicht die meine ist und die doch die Bedingung meines Seins ist.« »Das erscheint mir leicht übertrieben«, sagte Simone de Beauvoir, die auf einmal vor seinem Tisch stand. »Ach, Sie geben mir doch noch die Ehre, Mrs. Morgan-Hattick«, knurrte der Philosoph. »Mit Ihnen hatte ich schon gar nicht mehr zu rechnen gewagt.« »Ich bitte um Nachsicht, Mr. Morgan-Hattick«, sagte Simone de Beauvoir, warf ihre Jacke über den Stuhl und setzte

sich. »Ich bin, wie Sie sich sicherlich denken können, lange aufgehalten worden.« »Wer war denn der Glückliche?« fragte Sartre. »Geben Sie mir seinen Namen und seine Anschrift, auf dass ich ihn morgen oder übermorgen aufsuche und wuchtig verprügele. Sie wissen ja...«

»Ich weiß, dass Sie groß und stark sind, Mr. Morgan-Hattick«, flüsterte Simone de Beauvoir, »groß und stark und, wie immer, rasend eifersüchtig.« »In der Tat«, sagte Sartre, »man fürchtet mich. Ich bin immerhin 1,57 Meter groß und habe einige Bücher geschrieben...« – »Macht doch nichts«, sagte Anton, »darf ich nun, da Unsere Liebe Frau eingetroffen ist, endlich den Borschtsch servieren?« Er war förmlich herbeigekommen und schaute lauernd von einem zum anderen. »Das ist er, der Blick des Anderen«, rief der Philosoph. »Wenn ich Ihren bösen Blick richtig deute, ist der Borschtsch heute besonders schlecht.« »Sie sagen es, Meister« lächelte Anton verbindlich. »Dafür haben wir auch um ein Geringes die Preise erhöht. – Im Leben gleicht sich bekanntlich alles aus.« »Das ist mir neu«, seufzte Sartre, »und ich bin auch geneigt, es für Unfug zu halten. Was meinen Sie, Mrs. Morgan-Hattick?« »Vermutlich eine alte russische Volksweisheit«, sagte Simone de Beauvoir. »Im Übrigen, Anton, hören Sie heute erstaunlich gut.« »Ich habe immer gut gehört, Madame«, sagte Anton. »Aber wissen Sie, das eine will man hören, das andere nicht. Nicht nur die Augen treffen ihre Wahl, sondern auch die Ohren.« »Noch eine russische Volksweisheit«, ächzte Sartre. »Heben Sie Ihre Füße, Mann, und bringen Sie uns den überteuerten Borschtsch und vom schlechttemperierten Wein, den Sie dazu auszuschenken pflegen.« »Ich eile«, sagte Anton, »das Leben ist eine einzige Dienstreise.«

»Haben Sie schon einmal daran gedacht, Mrs. Morgan-Hattick, Mütterchen Russland einen Besuch abzustatten?« fragte der Philosoph. »Wir hätten, denke ich, noch genügend Zeit dazu. Eine Hälfte des Lebens erst haben wir verspielt.« »Das dürfte nur für Sie gelten, Mr. Morgan-Hattick«, sagte Simone de Beauvoir. »Ich werde älter als Sie. Überhaupt sind wir Frauen leistungsfähiger, ausdauernder. Und wenn ich hinzufügen wollte: auch klüger, würden Sie...« »Sicher widersprechen, ja doch«, sagte Sartre. »Ein altes Weib bleibt ein altes Weib.« – »Ich möchte mit Ihnen, Mr. Morgan-Hattick, nicht in die Sowjetunion reisen!«, sagte

Simone de Beauvoir. »Ich glaube nämlich, dass Ihnen der Wodka dort womöglich noch mehr die Sinne vernebeln würde.« »Es geht mir nicht um den Wodka, meine Liebe«, knurrte Sartre, »sondern um die russischen Volksweisheiten.« In diesem Moment kehrte Anton zurück und brachte den Borschtsch. »Anton«, sagte der Philosoph streng, »Sie haben den Daumen im Teller!« Der Kellner legte eine Hand an sein nächstbestes Ohr. »Wie bitte«, sagte er, »ich höre so schlecht. Sie müssen schon etwas lauter sprechen, Herr Philosoph. Aber bitte nicht brüllen. Man ist schließlich nicht schwerhörig.«